



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Quacksalber und Aerzte in Konstantinopel.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Taipings Uneinigkeit ausgebrochen. Der Neben- oder Hilfsfürst Schih Takai hatte sich empört, und war, die Partei der Kaiserlichen ergreifend, mit 60,000 Mann aus Kwangsi aufgebrochen, um die übrigen Fürsten in Nanking zu belagern und ihre Unterwerfung unter die kaiserliche Autorität zu erzwingen. Nach andern Berichten, die beiläufig in einigen Punkten mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben, verloren die Kaiserlichen überall Terrain. Auch in den westlichen Provinzen griff der Aufstand um sich. Kanton war von einem starken Rebellenheer bedroht, die Provinzen Tschehkiang und Fuhkien theilweise in der Gewalt der Taipings und anderer Insurgenten. Hung Siu Tsuen hatte über die Gegner im eignen Lager triumphirt. Die Regierung in Peking war rathlos, die Staatskasse leer, überall im Norden Mangel an Silber, selbst an Kupfer, die Mehrzahl der Beamten und Soldaten in Folge dessen unbezahlt; mit einem Worte, der Ruin der jetzigen Dynastie stand vor der Thür, und nur die Hilfe der Fremden konnte sie retten. Das letztere ist nun wol Uebertreibung; denn unter solchen Verhältnissen hätte der Hof in Peking nicht so kühn gegen England auftreten können, wie er zu Anfang dieses Jahres austrat. Bedenklich ist seine Lage jedenfalls, ehe er sich aber an die rothhaarigen Barbaren um Hilfe wendet, wird er eher die Thore der großen Mauer öffnen und seine Vettern von der Mongolensteppe, wirkliche Barbaren der schlimmsten Art, gegen sein empörtes Volk loslassen. Ob ihm die Krone dann bleibt, wird — wenn er sich wirklich dazu entschließt die Zukunft zeigen. —

### Quacksalber und Aerzte in Konstantinopel.

Während einige dem türkischen Reiche eine vollständige Wiedergeburt verheissen, sind andere der Ansicht, daß die Reformen, welche angeblich eine solche Wiedergeburt bezwecken, nur dazu dienen, die schon beginnende Auflösung zu beschleunigen. Ohne auf diese Ansichten einzugehen, wollen wir hier darthun, welchen Einfluß die letzten Jahre auf gewisse Irrthümer der Bevölkerung gehabt haben. Wenn im Allgemeinen ein Krieg, trotz seiner augenblicklichen Schrecken, die Bildung eines Volkes zu fördern pflegt, so hat auch hier die Verührung mit gebildeteren Nationen einen in culturgeschichtlicher Beziehung bedeutsamen Fortschritt hervorgerufen. Das Gebiet der Heilkunde ist es, auf welchem die Ereignisse der letzten Zeit wesentlich zur Beseitigung von Vorurtheilen beigetragen haben, und zwar von Vorurtheilen, welche zeigen, daß die Bewohner Konstantinopels, trotz des lebhaften Verkehrs mit andern europäischen Nationen, noch auf einer fast mittelalterlichen Entwicklungsstufe stehen geblieben waren.

Die türkische Regierung läßt in der Ausübung der Heilkunde einen jeden Grenzboten. IV. 1857.

ungehindert sein Wesen treiben, denn bis jetzt fehlt es noch an Gesetzen gegen Unfug. Auch mag wol der Fatalismus große Schuld daran tragen. Denn wenn die Todesstunde naht, ist es dem Türken gleichgiltig, ob ihn ein studirter Arzt oder ein Quacksalber so weit gebracht hat. „Das Schicksal hat es einmal so gewollt und seinen Bestimmungen kann niemand einen wirksamen Widerstand entgegensetzen.“ Eine nothwendige Folge hiervon ist, daß in der Türkei eine Anzahl von Menschen, ohne durch Kenntnisse dazu befähigt zu sein, die Heilkunde betreibt, zumal in Konstantinopel. Da nun hier fast alle Völker miteinander in Berührung kommen, so trifft man Quacksalber aus allen Ländern und von allen Religionen. Ihre Vergangenheit, ihr gegenwärtiges Leben, ihre Hilfsquellen sind ebenso viel Geheimnisse; alles ist an ihnen verbächtigt, aber trotzdem werden sie vom Volke höher geschätzt als ein wissenschaftlich gebildeter Arzt. Es sind in der Regel Leute von großer Schlaueit, welche sich mit einer Hingebung ohne Gleichen ihren Nächsten widmen, wohlgemerkt aber nur so lange, bis sie Gesundheit und Beutel ihrer arglosen Opfer gänzlich erschöpft haben.

Vor allen Dingen muß man wissen, daß in Konstantinopel die wirksamsten Arzneien und Gifte jedermann zu Gebote stehen. Man kann im Tscharschi\*) der Aegypter und Juden die giftigsten Quacksilberpräparate, Arsenik, Opium, Strychnin und dergleichen pfundweise kaufen, ohne daß man seinen Namen und den Gebrauch, welchen man vom eingekauften Gifte machen will, anzugeben braucht.

Will man sich den weiten Weg ersparen, so kann man auch ohne Unterschrift eines Arztes aus den Apotheken die gefährlichsten Substanzen bekommen. Die Apotheker üben ebenfalls mit große Gewinne die Heilkunde aus, und ziehen mehr Vortheil aus diesem Zweige ihrer Beschäftigung, als aus ihrem eigentlichen Gewerbe. Man kann sogar versichert sein, daß eine sehr große Zahl von ihnen auch das Apothekergeschäft ganz ohne Berechtigung betreibt, lediglich um sich zu bereichern, was jedoch nicht hindert, daß sie in großem Ansehen stehen, und zwar nicht allein beim Volke, sondern sogar bei den vornehmsten Leuten. Der Arzt trifft nicht selten den Apotheker an dem Krankenbette, zu welchem er hinerufen worden ist, als seinen Aufseher und ist ganz abhängig von dessen Aussprüchen. Es gab eine Zeit, wo fast alle Aerzte und Apotheker Quacksalber waren, und wo man selten auf einen wirklichen Arzt traf. Noch jetzt werden die Apotheker vom Volke in ihrem Ansehen aufrecht erhalten aus langer Gewohnheit, um so mehr, da die meisten sich gewisser Geheimmittel gegen eine große Anzahl von Krankheiten rühmen, um deren willen man sie mehr aufsucht, als die wahren Aerzte. Sie üben in einem Quartier, in welchem kein Arzt wohnt, eine unumschränkte Herrschaft, und in anderen

\*) Ein Theil des Bazars.

Quartieren verlangt man ihr Urtheil über einen Arzt, dessen man sich bedienen will. Natürlich geben sie ihren Freunden den Vorzug, d. h. denen, welche sich durch die Länge und Kostspieligkeit ihrer Recepte vor andern auszeichnen.

Aber nicht bloß die Apotheker practiciren, auch andere Leute aus dem Volke haben sich durch Behandlung gewisser Krankheiten einen bedeutenden Ruf erworben, und je nach den einzelnen Methoden und dem Gegenstande ihrer Kunst führen sie verschiedene Namen. Der Kirikbji beschäftigt sich vorzüglich mit der Heilung von Knochenbrüchen und Verrenkungen. Man hört oft behaupten, daß ihnen an Geschicklichkeit selten ein europäischer Wundarzt an die Seite gestellt werden könne. Es ist dies sehr leicht erklärlich, denn wegen des bedeutenden Zulaufes und langjähriger Erfahrung erlangen sie gewiß eine bedeutende Kunstfertigkeit und Sicherheit. Der Kassebji behandelt Unterleibsfrankheiten; der Kalmudji endlich heilt die sogenannten Gerstenkörner, indem er sie mit einem Gerstenkorne comprimirt, und auf ähnliche Weise.

Um die Liste der Quacksalber vollzählig zu machen, müssen wir noch der Barbieri gedenken. Ihr eigentliches Geschäft ist, zur Ader zu lassen, zu schröpfen, Pflaster aller Arten aufzulegen und ähnliche Verrichtungen. Nach einigen Jahren geben sie ihr bescheidenes Handwerk auf, nehmen eine wichtige Miene an und etabliren sich als Aerzte oder Chirurgen. Die Umwandlung geschieht oft an dem Schauplaze ihrer frühern Wirksamkeit, häufiger aber wählen sie eine andere Localität. Auf ihrem neuen Gebiete haben sie völlige Freiheit zu schalten und zu walten, und es fehlt ihnen sogar nicht an öffentlichen Anstellungen. Wir müssen noch hinzufügen, daß, so lange sie Barbieri waren, die Zähne und Füße in ihrem Bereiche lagen. Man hat zwar sehr geschickte Zahn- und Fußärzte von auswärts, aber sie sind zu theuer, und man zieht deshalb den billigeren Barbier vor.

Noch andere höchst merkwürdige Erscheinungen müssen wir hier erwähnen. Den Bulundju, (so bezeichnet man im Allgemeinen alle Neuralgien, rheumatische Schmerzen etc.) behandeln gewisse Tischler mit der Acupunctur, was nicht selten von großen Wirkungen begleitet ist. Der Zelendjik (Gesichtsrose) wird von den Scherifen, den Nachkommen Mohammeds, behandelt. Nach einer weitverbreiteten Ansicht sind diese mit einer besonderen Kraft begabt, welche sich am wirksamsten in ihrem Hause offenbaren soll, und bei keiner Krankheit ohne heilsame Wirkung bleibt. Offenbar beruht dies auf dem Mesmerismus; denn nur durch ihren Blick und ihr Anhauchen behaupten die Scherife eine Heilung herbeiführen zu können. Man bedient sich ihrer Hilfe auch bei sehr starkem Kopfweh, bei Gesichtschmerzen, und nirgend soll sie unwirksam bleiben. Gegen die Gelbsucht gebraucht das Volk sehr häufig sympathetische Mittel. Gewöhnlich werden einige Nadeln in ein Gefäß mit Wasser geworfen und der Kranke muß beständig in dasselbe hineinschauen. Sobald die

Nadeln zu rosten anfangen soll die Krankheit von selbst weggehen; ist es nicht der Fall, so wird der Versuch wiederholt. „Die Nadeln haben nicht genug von der gelben Materie aus dem Körper an sich gezogen“ heißt es dann in der Regel.

Nicht minder groß ist die Zahl der Frauen, welche die Krankheiten und die Vorurtheile der Türken zu ihrem Vortheile ausbeuten. Sie genießen in vielen Fällen einen noch größern Ruf als die bereits erwähnten Quacksalber. Die berühmteste dieser Weiber ist ohnstreitig eine, welche den Gelindjik behandelt. Man versteht hierunter gewöhnlich die Bleichsucht und allgemeine Körperschwäche. Diese Frau rechnet aber dazu auch jede Geschwulst an den Gliedern, Wassersucht u. a. m.; es ist wirklich wunderbar, wie das wackere Weib selbst bei den Gesundesten den Gelindjik herausfindet. Sie gibt ohne Unterschied allen ihren Patienten dasselbe Mittel; doch hat sie zwei Arten desselben, denn sie unterscheidet zwei Arten von Gelindjik. Für ihre Curen begnügt sie sich mit einem Honorar von 250 Piaſtern.

Eine andere behandelt den Akrum oder die Krämpfe. Das Volk glaubt, daß die Aerzte durchaus keine Kenntniß von diesen Zufällen haben, und wenn daher irgendwo ein Kind von Krämpfen befallen wird, so eilt man zu dieser Frau, welche allein im Rufe steht, dergleichen Anfälle beschwören zu können. Wehe dem Arzt, welcher nicht seine Unwissenheit eingesteht und sich nicht für incompetent erklärt, wenn er an ein solches Krankenbett gerufen wird. Stirbt das Kind, so ist er sein Mörder. Begegnet dies aber einer solchen Frau, so heißt es immer, sie sei zu spät gerufen worden, oder, man habe ihren Anordnungen nicht streng genug Folge geleistet.

Noch trauriger gestalten sich die Verhältnisse bei der Geburtshilfe. Hier haben die Hebammen unumschränkte Herrschaft und nur in seltenen Fällen, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wissen, gestatten sie, daß man einen Arzt zur Hilfe rufe. Indes in der Regel trifft dieser die Gebärende, welche bereits seit Tagen in den Wehen gelegen hatte, durch Aderlässe und Schröpfungen in einen so hohen Grad von Schwäche versetzt, daß keine menschliche Hilfe möglich ist. Die Zahl der Opfer ist auf diese Weise unermeslich, und erst seitdem in der école de médecine Hebammen gebildet werden, nimmt ihre Zahl, wenn auch nur in geringem Maße, ab.

Diese verschiedenen Arten von Quacksalbern, Marktſchreibern und alten Weibern sind trotz ihrer großen Uneinigkeit darin einig, daß sie die erklärten Feinde aller wissenschaftlich gebildeten Aerzte sind und ihnen überall zu schaden suchen. Und dies ist bei dem großen Ansehen, in welchem sie bei dem Volke stehen, nichts weniger als schwierig. Die Kenntniß der verschiedenen Sprachen, das Mißtrauen der Inländer, die Schwierigkeit in gesellschaftliche Beziehungen zu kommen, die ungeheure Zahl der Quacksalber, sind steile Berge, welche ein

erst neu angekommener Arzt mit vieler Mühe übersteigen wird. Der Eigennutz seiner Collegen, ihre Unwissenheit und ihre daraus folgende Furcht entlarvt zu werden, macht, daß er keine größeren Feinde als sie hat. Sie verdammen ihn zur Unthätigkeit durch das Vorgeben, er kenne das Klima nicht; ein feines Lächeln, eine gewisse Handbewegung vernichtet seinen jungen, mit vieler Mühe erworbenen Ruf.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man meint, daß die Zahl der Aerzte für die Bevölkerung zu groß ist. Man rechnet auf fast 900,000 Einwohner nur 130 wirkliche Aerzte, und von diesen practicirt ein Drittel wenig, ein anderes fast gar nicht. Der Hauptgrund dieser sonderbaren Erscheinung ist, daß sich alle diese 130 Aerzte in der Vorstadt Pera niedergelassen haben, also inmitten einer Bevölkerung von ungefähr 50,000 Seelen; dies wiederum eine nothwendige Folge der verschiedenen Elemente, aus denen die Hauptstadt zusammengesetzt ist. Pera ist der Aufenthalt von allen Gesandtschaften und allen Fremden von Bedeutung, so wie von einigen reichen Inländern, Künstlern, Advocaten und dergleichen. Es ist mit einem Worte eine europäische Stadt, welche mit ihrer ganz christlichen Bevölkerung in eine türkische Stadt eingeschachtelt ist. Die islamitische Bevölkerung bewohnt ausschließlich Stambul, und ist zudem auf beiden Ufern des Bosphorus in vielen Quartieren verbreitet, ohne mit Juden, Griechen und Armeniern vermengt zu sein. Galata bewahrt allein den Geist und die Bestimmung seiner ersten Gründer, der Genuesen. Es ist das Herz des Handels und enthält nichts als Comptoire und Magazine.

Da nun alles, was unter den Christen von Bedeutung ist, in Pera wohnt, so müssen sich folglich auch alle Aerzte dort aufhalten. Wenn sich daher ein mit der Art des Landes noch unbekannter Arzt in irgend einer andern Vorstadt, welche keinen Arzt hat, niederläßt, kann er sicher sein, daß niemand bei ihm Hilfe sucht. Das türkische Publicum, nach seiner Art zu schließen, bekommt eine schlechte Meinung von ihm, denn es begreift nicht, wie ein tüchtiger und kenntnißreicher Arzt sich entschließen kann, sich von seinen Collegen abzusondern und seine Kunst in einem entlegenen Quartiere auszuüben. Man läßt daher einen Arzt nur aus Pera holen, wenn man sich nicht den Quacksalbern in die Arme wirft.

Man zählt nur sehr wenige Aerzte, deren Ruf allgemein verbreitet ist. Theils ist es ihre Stellung als Arzt bei einer Gesandtschaft, oder als Professor an der école de médecine, theils ist es ihr langer Aufenthalt, welcher sie bekannt gemacht hat. Andere genießen bei bestimmten Nationalitäten ein hohes Ansehen, ohne daß sie darum viele Kenntnisse zu bestzzen brauchten.

Das eine Drittel, welches nur wenig practicirt, besteht aus Aerzten, welche irgend eine Anstellung haben, und nur ausnahmsweise zu Krankenbesuchen

bewogen werden. In der Regel sind es nur Professoren an der école de médecine. Das andere Drittel, welches gar nicht practicirt, schließt die jungen Aerzte und die Mehrzahl der neuangekommenen ein. Wir sagen die Mehrzahl, denn einige gelangen durch Connerionen, Marktchreierei und andere unwürdige Mittel sehr bald zu einer ziemlich glänzenden Stellung. Die Mehrzahl aber bringt ihre Zeit in den Apotheken zu oder wartet, bis ein älterer Colleague ihnen einige Kranke überläßt.

Aber nicht allein die Collegen, auch die Bevölkerung behandelt den Arzt ganz unwürdig; er muß in der Regel den Platz am Krankenbette mit einem Quacksalber theilen, welcher bald irgend ein Geheimmittel von seinen Vorfahren geerbt hat, bald nur der frühere Bediente eines Arztes gewesen ist. Als solcher hat er einige Recepte seines Herrn behalten und wendet diese nun überall an. Und der Arzt darf sich nicht einmal beleidigt fühlen, er muß vielmehr diesen Leuten den Hof machen, denn von ihrem Urtheil hängt sein guter Ruf, ja seine ganze Zukunft ab. Noch ganz vor kurzem ließ man in allen Krankheiten ohne Unterschied zur Ader, und dieses war dem Volke so bekannt, daß es gar nicht erst zum Arzte schickte, da es nicht unnütz Geld ausgeben wollte. Erst wenn durch übermäßige Blutentziehung die Krankheit verschlimmert worden, ruft man den Arzt. Oft trifft dieser dann in Krämpfen liegende Kinder oder Bleichsüchtige mit 8—10 Blutegeln in der Magengegend. Vergebens erklärt ihnen der Arzt, daß Krämpfe, Bleichsucht, nervöse Zufälle nur zu oft die Folge übermäßigen Blutverlustes seien, daß viele chronische Krankheiten, welche man hier zu Lande beobachtet, aus einem so unsinnigen Verfahren entspringen. Aber die Leute schenken diesen Worten kein Vertrauen und antworten in der Regel, der Arzt sei noch nicht bekannt mit dem Klima und den Eigenthümlichkeiten des Landes. Nur dem, welcher ihnen unbarmherzig Blut abzapft, vertrauen sie Leib und Leben an.

Jetzt aber dringt die Wahrheit allmählig durch. Seitdem die Aerzte sich zu einem festen Bunde gegen Anmaßung und Vorurtheil aneinandergeschlossen, hat das Publicum große Concessionen gemacht, und immer mehr beginnt es, ohne sich in seinem Urtheil von Quacksalbern und Apothekern leiten zu lassen, die Wahl des Arztes nach seiner Geschicklichkeit und nicht nach der Länge seines Aufenthaltes im Lande einzurichten. Man sieht wol noch Charlatane an Krankenbetten; aber ihr Ansehen ist im Allgemeinen stark in der Abnahme begriffen.

Schon lange war die Bildung eines ärztlichen Vereins in Konstantinopel der sehnlichste Wunsch der dortigen Aerzte gewesen, einmal, weil ihnen die Hilfsmittel zur Fortbildung, wie sie in andern großen Städten stets vorhanden sind, gänzlich fehlten, besonders aber um sich eine geachtete Existenz zu verschaffen. Jedoch man hatte noch keine Versuche gemacht, man hatte sich

nur auf Klagen beschränkt; da bricht der große orientalische Krieg aus, Konstantinopel wird zum Mittelpunkte aller Operationen; große Hospitäler erheben sich innerhalb seiner Mauern, und die bewährtesten Aerzte der gebildeten Völker eilen herbei, um die Leiden, welche stets im Gefolge eines Krieges sind, zu lindern. Schon seit einiger Zeit hatten sich mehre tüchtige Aerzte in Konstantinopel niedergelassen; nun kamen alle die neuen Elemente hinzu und der günstigste Augenblick für die Gründung eines solchen Vereins war gekommen. Dr. Pincoffs, ein englischer Militärarzt, ergriff den Gedanken mit großer Begeisterung. Er sparte keine Arbeit, er achtete keines Widerspruchs, von keinem Hindernisse ließ er sich abschrecken. Nach sechs Monaten angestrebter Thätigkeit erreichte er sein Ziel. Am 15. Februar 1856 constituirte sich der Verein. Man erkannte, daß eine solche Gesellschaft nicht allein das so tief gesunkene Ansehen der Aerzte wieder heben könne, sondern auch dem Staate von großem Nutzen sein werde. Sie zog sehr bald die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, und es wurde ihr gestattet, sich *société impériale de médecine de Constantinople* zu nennen. Die Regierung nahm sie unter ihren Schutz, und eine bedeutende Ausstattung mit Geldmitteln war gewissermaßen die materielle Bestätigung ihrer Versprechungen. Trotz der verschiedenen Elemente, welche der Verein enthält, hat er seine Lebensfähigkeit bei den verschiedensten Anlässen bewiesen. Zuerst bestand er aus den in Konstantinopel sesshaften Aerzten und den Militärärzten, welche der Krieg dort zusammengebracht, und obwol die verschiedensten Nationalitäten und Schulen vertreten waren, haben die Arbeiten keinen Augenblick darunter gelitten. Ebenso wenig trat eine Unterbrechung ein, als nach Beendigung des Krieges die Militärärzte Konstantinopel verlassen mußten. Vielmehr hat der Verein beständig an Kraft zugenommen, so daß er an seinem Jahrestag, am 15. Februar 1857, beschließen konnte, ein eignes Organ herauszugeben. Bereits ist die *gazette médicale d'Orient* seit Ostern in sechs monatlichen Hefen von zwei Bogen erschienen. Den Inhalt bilden vorzugsweise Aufsätze der Mitglieder über die einheimischen Krankheiten, Berichte über die Sitzungen und über die neuesten Entdeckungen so wie ein Tagesbericht über die in das Gebiet der Medicin gehörenden Vorfälle im Reiche. Gegenwärtig zählt der Verein 70 Mitglieder, unter ihnen viele Griechen und einige Türken. Deutschland ist weniger zahlreich vertreten.

Die Wirksamkeit des Vereins ist aber nicht lediglich auf wissenschaftliche Arbeiten beschränkt geblieben, vor allen Dingen lenkte er seine Blicke auf die öffentliche Gesundheitspflege, und hat die Aufmerksamkeit der Regierung schon auf viele Punkte hingeleitet. Konstantinopel war früher reich an Fürsorge für die öffentliche Gesundheitspflege gewesen, Brunnen, Hospitäler, Bäder und dergleichen entstanden unter dem Schutze der Moscheen durch reiche Privatschenkungen, und die Regierung unterstützte die Privatleute in ihren Bestre-

bungen. Wer kennt nicht die strengen Verbote des Opiums, Tabakrauchens, aller geistigen Getränke, auf deren strenge Erfüllung die Sultane persönlich achteten? Aber allmählig ist dieser Zweig der Staatsverwaltung in Verfall gerathen, und man braucht nur den heutigen Zustand der Straßen zu betrachten, um sich von dieser traurigen Wahrheit zu überzeugen. Der Verein beschloß daher die Bildung eines Ausschusses für öffentliche Gesundheitspflege, und da der Verein nicht in der Lage ist, selbst die nöthigen Abänderungen zu treffen, so soll dieser Ausschuss nur der Regierung die Mängel und die Maßregeln bezeichnen, welche die dringendsten und am leichtesten ausführbar sind. Wie sehr diese Bemühungen Anerkennung gefunden haben, zeigt am deutlichsten eine Petition eines Theils der Bevölkerung von Pera an den Verein, worin er diesen um Vermittlung bei der Regierung bittet, damit diese zur Anlegung einer Wasserleitung die nöthigen Maßregeln ergreife. Schwerlich kann sich eine Umwälzung in den Ansichten der Einwohner besser offenbaren, als wenn sie jetzt die früher so verachteten Aerzte um Vermittlung zwischen sich und der Regierung angehen.

## Max Duncker.

Geschichte des Alterthums von M. Duncker. Vierter Band. Berlin, Duncker und Humblot. —

Indem wir den neuen Band der Geschichte des Alterthums anzeigen, können wir uns nicht erwehren, zugleich einen Blick auf die Person des Verfassers zu werfen. Nach langem Sträuben verläßt Duncker den preussischen Staatsdienst, dem er mit vollster Seele angehörte, und folgt einem ehrenvollen Rufe nach Tübingen; er verläßt ihn, weil die Partei, die bei der Lenkung unserer Politik das große Wort geführt, diejenige politische Gesinnung, aus welcher unsere vom König beschworene Verfassung hervorgegangen ist, für unberechtigt erklärt und den akademischen Lehrern, die das Unglück haben, ihr anzugehören, nur die Wahl läßt, entweder auf ihre akademische Wirksamkeit oder auf die Ausübung ihrer Bürgerrechte und Bürgerpflichten zu verzichten. In frühern Zeiten hat der preussische Staat den Ruf seiner Intelligenz hauptsächlich dadurch begründet, daß er alle bedeutenderen Kräfte Deutschlands zu gewinnen wußte. Jetzt scheint das Umgekehrte statt zu finden, und in diesem Fall richten sich die feindseligen Maßregeln der Kreuzzeitungspartei gegen einen Mann, der fester und entschlossener als irgend ein anderer in den unruhigen Zeiten die conservative Sache, die Sache Preußens vertreten; in einem Augenblick, wo auch seine wissenschaftliche Bedeutung durch ein großes von der ge-